

MARIA BARBAL | Ein Brief aus der Ferne

### *Das Buch*

Vom katalanischen Bergdorf in die große Stadt Barcelona. Anfang der sechziger Jahre zwingt Leandre, ein alter Patriarch, seinen Sohn und dessen Ehefrau dazu, mit ihm nach Barcelona zu ziehen und dort ein Lebensmittelgeschäft zu eröffnen. Einer Laune folgend verpachtet Leandre den gesamten Landbesitz der Familie, um in der Stadt ein angenehmes Leben zu führen, während die Kinder für ihn arbeiten. Der Sohn ist den Aufgaben, die das neue Leben an ihn stellt, nicht gewachsen, er lässt sich vom Vater unterdrücken wie eh und je. Doch seine junge Ehefrau Palmira blüht in der Stadt mit den vielen Möglichkeiten, mit neuen Freunden an ihrer Seite und letztlich durch die Liebe zu ihrer kleinen Tochter Nuri vollends auf. Und obwohl der herrische Leandre droht, sie alle in die alte Welt und Ordnung zurückzuzwingen, ist Palmira fest entschlossen, ein selbstbestimmtes Leben fernab des Diktats der Männer zu führen.

Ausgezeichnet mit dem *Premi Nacional de Literatura* und dem *Premio de la Crítica Literaria de Narrativa Catalana*

### *Die Autorin*

Maria Barbal, 1949 in Tremp, Pyrenäen geboren, gilt als eine der wichtigsten Autorinnen katalanischer Literatur. Ihr hochgelobter Bestseller *Wie ein Stein im Geröll* erschien 2008 im Diana Taschenbuch. Es folgten *Inneres Land* (2010) und *Emma* (2011). Die Autorin lebt in Barcelona.

### *Pressestimmen*

»All ihre Romane verbinden eng persönliche Erfahrungen mit gesellschaftlichen Zuständen und der Geschichte. Sie schreibt zeitkritische Bücher, die den Individuen in der Masse gewidmet sind. (...) Barbal schafft es, mit ihrer ruhig und schlicht erzählten *Geschichte die Menschen zu berühren*.«  
*Neue Zürcher Zeitung*

»Die Geschichte ist unheimlich treffend und gut erzählt. Es ist das psychologisierende Erkunden der Seelenlagen der Figuren, das die Qualität dieser Autorin ausmacht. *Ein Brief aus der Ferne* ist das sensible Porträt einer Zeit – unspektakulär und von höchster Genauigkeit.«

*Deutschlandradio Kultur*

MARIA BARBAL

Ein Brief  
aus der Ferne

Roman

Aus dem Katalanischen von Heike Nottebaum  
Mit einem Nachwort von Pere Joan Tous

**Diana** Verlag

Die deutsche Übersetzung erschien erstmals 2011 unter dem Titel  
CÀMFORA bei :TRANSIT Buchverlag, Berlin



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 02/2013

Copyright © 1992, 2009 der Originalausgabe by Maria Barbal,  
Columna Edicions Llibres i Comunicació, S. A., 2009

Copyright © 2009 Columna Edicions, S. A.

Published by arrangement with Cristina Mora

Literary & Film Agency (Barcelona, Spain)

Copyright © für die deutsche Übersetzung 2011

unter dem Titel CÀMFORA by :TRANSIT Buchverlag, Berlin

**LLLL** institut  
ramon llull  
Llengua i cultura catalanes

Die Übersetzung dieses Werkes wurde aus Mitteln  
des Instituts Ramon Llull, Barcelona, gefördert.

Copyright © 2013 dieser Ausgabe by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagmotiv | © akg-images / Paul Almasy

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2013

ISBN: 978-3-453-35675-7

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

## *Inhalt*

7

### DIE GROSSSTADT

Nicht einmal das Schwarze unter den Fingernägeln 8  
    Beginn 16 | Nichts zu tun 22 | Blicke 29  
Schiffbruch 34 | Johannistag 39 | Die Unterschrift 46  
Der Geruch des Sommers 50 | Am gedeckten Tisch 57  
    Aprilscherz 64 | Wer hätte das gedacht 68  
    Schweigen 73 | Zu Hause 79 | Verlangen 85  
    Familie 89 | Ein Besuch, ein Anruf 96

103

### VERÄNDERUNGEN

Das Gespräch 104 | Fast eine Verschwörung 110  
    Nadel und Faden 114 | Hier bestimme ich 121  
    »Nähere Auskünfte im Geschäft« 127  
    Zerschlagenes Geschirr 133  
    Neue Bettlaken 139

145

### DIE GLUT

Gleich am nächsten Tag 146 | La Bordeta 153  
Laika 161 | Ein verschneiter März wie so viele 167  
    Sonntags 173 | Hass 180  
    22. November 1963 185 | Blond 191  
    Der Brief 197

203

SOMMER 1969

Fieber 204 | Ferien 210 | Arepas 216 | Die eigene Familie 220  
Ein Fleck an der Wand, und alles hat seinen Preis 228  
Mit anderen Augen 236 | Umwege 240 | Càmfora 248  
Xanó, der Milchwagenfahrer 257 | Roseta von den Laus 265  
Asche 272 | Ein Brief nach Caracas 287

292

Nachwort von Pere Joan Tous

301

Glossar

# DIE GROSSSTADT

## *Nicht einmal das Schwarze unter den Fingernägeln*

Im Winter ist es kurz nach sechs schon dunkel. Die Gassen im Dorf, bitterkalt und nur spärlich beleuchtet, wirken nicht sehr einladend. Dem Anschein nach herrscht völlige Ruhe, so als ob alle schlafen würden, aber es geht durchaus geschäftig zu, bloß müsste man dazu einen Blick in die Häuser werfen können. Im Stall werden die Kühe gemolken, und in der Küche hantiert irgendwer in der Nähe des Feuers herum oder sitzt einfach nur so da.

Eine der Gassen ist für eine Weile belebter als alle anderen, aber die Leute gehen dort nicht etwa spazieren, sie haben vielmehr alle ein und dasselbe Ziel.

Wie selbstverständlich steigt ein Mann gerade die Treppe hoch zu Xau, und bestimmt tut er dies nicht zum ersten Mal. In eine angeregte Unterhaltung vertieft, sind es wenig später dann schon zwei Männer, die vor der Tür, durch die der andere kurz zuvor verschwunden ist, stehen bleiben. Allerdings nur für einen Augenblick, gerade mal so lange, bis sie den eben begonnenen Satz zu Ende gebracht haben. Auf diese Weise, wie wenn Wasser tropfen- oder schlückchenweise aufgefangen wird, finden sich dort jeden Abend gut zwei Dutzend Männer ein. Vielleicht wollen sie sich einfach ein wenig die Zeit vertreiben, während daheim die Frauen oder Kinder die Kühe melken. Und wenn sie dann nach Hause kommen, erwarten sie, dass das Abendessen auf dem Tisch steht. Vielleicht hocken sie aber auch bei Xau, weil sie sich von den schmutzig grauen, abgegriffenen Karten angezogen fühlen und von dem Wein, der in kleinen Gläsern ausgeschenkt wird.

An manchen Abenden nehmen allein die *Botifarra*-Spieler vier Tische in Beschlag. Fast hinter jedem Stuhl steht zudem ein Kiebitz, der von oben in die Karten späht und fast den Rücken

des Spielers berührt, wenn dieser seine Trümpfe ausspielt. Dienstags jedoch ist für gewöhnlich nicht viel los. Xauet weiß das nur zu gut, denn schließlich steht er schon seit ein paar Jahren hinter dem Tresen. Auch an diesem Dienstag, gerade mal drei Tische sind besetzt, ist es ziemlich ruhig. Nur ab und zu zerfetzt ein Fluch den dichten Qualm, so wie ein Peitschenhieb die gärende Stallluft, doch gleich darauf ist schon wieder dumpfes Gemurmel zu hören, als ob die Spieler ihre Worte im fahlen Licht der Schankstube vor sich hin kauen würden. Die beiden Glühbirnen, die von einem der Deckenbalken herunterbaumeln, tragen als einzigen Schmuck einen Lampenschirm aus Blech, der das trübe Licht über den Tischen bündelt.

Xauet ist nicht darauf aus, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, er lässt sie gewähren. Wenn sie einen Wein bestellen, bringt er ihnen ein Glas. Will jemand nichts trinken, auch gut, dann trinkt er eben nichts. Es erfüllt ihn mit einem gewissen Stolz, in den eigenen vier Wänden zu sein und den anderen Unterschlupf zu gewähren. Von der Theke aus genießt er den ganzen Trubel von Anfang bis Ende, mit all den dazugehörigen Ruhepausen, und das sind nicht wenige. Ihm soll es nur recht sein. Er plagt sich ja schon den ganzen Morgen bei der Feldarbeit oder wenn er das Vieh auf die Weide treiben muss. Das Einzige, was er nicht abkann, sind Raufereien, und sobald er wittert, dass sich da etwas zusammenbraut, setzt er alles daran, sie schon im Keim zu ersticken. Aber an diesem Abend bleibt ihm keine Zeit dazu. Kaum hat nämlich Frederic von den Manois die Schankstube betreten und sich an einen der Tische gesetzt, fängt der alte Raurill an, etwas in seinen Bart zu brummen, und schon hört man einen Stuhl zu Boden poltern, der heftige Rückstoß von Frederics Körper hat ihn umgeworfen. Für einen Moment herrscht lähmende Stille, bis sich die Blicke, die Frederic auf sich gezogen hat, wieder dem

Kartenspiel zuwenden. Doch dann ist mit einem Mal das metallische Geräusch eines aufklappenden Messers zu hören, und alle Augen richten sich erneut auf den kräftigen Mann, auf den Erstgeborenen der Manois, der in seiner rechten Faust eine Klinge aufblitzen lässt.

Als das Stimmengewirr wieder einsetzt, um einiges lauter als vor dem Zwischenfall, gibt es keinen, der mit Sicherheit hätte sagen können, wie sich das Ganze eigentlich zugetragen hat. Jeder weiß um die Spannung zwischen den beiden Männern, in einem Dorf bleibt nichts verborgen, niemand zeigt sich also verwundert, niemand sagt aber auch frei heraus, Angst verspürt zu haben, und dabei hat beim Geräusch der aufspringenden Klinge und beim Anblick des funkelnden Metalls doch jeder um die eigene Haut gebangt. In gewisser Hinsicht ist Xauet, wie ihn seine Stammgäste nennen, der Held des Tages gewesen. Von hinten hat er den Arm gepackt, der die Waffe hielt, und nur gesagt: »Nichts da, raus auf die Straße.« Dann hat er ihn wieder losgelassen und ist zurück hinter seine Theke. Leandre Raurill hatte sich unterdessen davongemacht, ohne dass er es gewagt hätte, auch nur eine seiner boshaften Bemerkungen zu wiederholen, nicht eine der Verunglimpfungen, mit denen er seine Zunge gewetzt hatte, kaum dass er des Ehemanns seiner Tochter ansichtig geworden war.

Es ist später Abend, und in den Gassen mit den eng aneinandergereihten Häusern, die sich gegenseitig zu stützen scheinen, herrscht Ruhe. Drinnen jedoch, an den Küchentischen, überschlagen sich die Stimmen bei dem Versuch, denen, die nicht im Wirtshaus bei Xau gewesen sind, in den schaurigsten Farben auszumalen, was sich dort ereignet hat. Es wird über die Waffe gesprochen, das Wort allein reicht aus, um die ganze Tragweite des Vorfalls vor Augen zu führen, weiterer Worte

bedarf es im Grunde auch nicht, denn schließlich ist kein Blut geflossen. Aber in einem fort, sei es nun bruchstückhaft oder in aller Ausführlichkeit, wird die Geschichte eines tief verwurzelten Grolls zum Besten gegeben. Die Eltern haben sie ihren Kindern, die Alten den Jungen erzählt, und selbst den Kleinsten ist die ewig gleiche Litanei schon zu Ohren gekommen. Über die Familie, über den alten Raurill und das Erbe, darüber, wie verschieden die Menschen doch sind, was auch immer. Eben all das, was nötig ist, und noch jede Menge mehr, um zu verstehen, warum Leandre, kaum dass er seines Schwiegersohns ansichtig wurde, eine wahre Flut an Beschimpfungen ausstieß, und warum Frederic dann alle zum Verstummen brachte, indem er ein Messer zückte, ein ganz gewöhnliches Klappmesser, eins, wie es fast jedermann bei sich trägt, und nicht etwa ein Schlachtermesser, mit dem man das Schwein absticht.

Nur eine einzige Frau im ganzen Dorf weiß nichts von dem, was an diesem Abend im Wirtshaus vorgefallen ist. Roseta wohnt in dem Haus neben dem der Raurills, und das schon seit ihrer Geburt. Sie ist Witwe und kinderlos, und weil da niemand ist, mit dem sie reden könnte, geht sie immer gleich nach dem Abendessen zu Bett.

Nach dem Mittagessen hat Leandre das Haus verlassen, der Tisch ist noch nicht abgeräumt, und schon fangen die jungen Leute an zu reden. Die Überraschung steht ihnen noch ins Gesicht geschrieben, doch in dem Maße, in dem sie nachlässt, fallen die Zweifel wie Mückenschwärme über die beiden her und stechen zuerst den einen und dann, gleichzeitig oder kurz darauf, auch schon den anderen. Während Palmira laut das Für und Wider abwägt, denkt Maurici nach und hört ihr zu, er kann sich einfach nicht auf eine Sache konzentrieren. Das

bringt ihn durcheinander, und sein Unbehagen wächst. Unvermittelt erhebt er sich von dem Stuhl, auf dem er während des Essens gesessen hat.

Nun redet er und ist selbst ganz erstaunt, dass seine Stimme kein bisschen zittert und sogar ein wenig aufgebracht klingt, als er die Frage stellt, weshalb sie eigentlich in der Stadt ihr Glück versuchen sollen. Schließlich hätten sie hier doch Grund und Boden, der versorgt werden will und der ihnen zugleich ein gutes Auskommen sichert. Er wolle sich nicht großtun, aber sie seien ja wohl keineswegs arm, oder mangle es ihnen vielleicht an etwas? Als er merkt, dass ihm die Frau nicht widerspricht, eigentlich hat sie ja auch dasselbe gesagt wie er, wird Mauricis Stimme wieder leiser, und er redet auch nicht mehr so schnell. Er kommt auf seine Schwester zu sprechen, auf Frederic, seinen Schwager. Nie und nimmer werde der Vater seinen Frieden mit den beiden machen. Stur wie ein Bock sei er, seitdem der Schwiegersohn den Pflichtteil der Schwester eingefordert habe. Der Vater lasse sich keine Daumenschrauben anlegen, und jetzt komme er ihnen noch damit. Den Hof will er aufgeben, und alle drei sollen sie runter nach Barcelona ziehen.

Palmira fragt sich erst gar nicht, ob das, was der Schwiegervater einfach so bestimmt hat, überhaupt in ihrem Sinn ist, und ihre Gedanken halten sich auch nicht mit den Einsichten auf, die sie im Laufe der Zeit und nach dem einen oder anderen Zusammenstoß mit ihm gewonnen hat. Sie hört bloß auf ihre innere Stimme, die sie daran erinnert, dass sie eh immer nur das getan haben, was er wollte, sei es nun, weil er Mauricis Vater ist, ihm der Hof gehört oder weil sie es gar nicht anders kennen. Weder überrascht sie seine Eile noch die Tatsache, dass ihr Schwiegervater bis zu diesem Tag kein einziges Wort darüber verloren hat, in die Stadt ziehen zu wollen. Für einen

Moment hört sie ihrem Mann zu, der sich weiter im Kreis dreht. Und sie ist ganz erstaunt, dass er sich im Gegensatz zu ihr noch immer etwas vormacht.

Sie sieht die Dinge so, wie sie nun einmal sind, und kann von daher dem Ganzen auch etwas Gutes abgewinnen. Die Zwistigkeiten mit Sabina und Frederic würden der Vergangenheit angehören und sie sich nicht mehr länger zum Gespött der Leute machen, und ihr Kind, das würde in der Stadt zur Welt kommen und es dort vielleicht einmal leichter haben. Und wer weiß, womöglich würde der Schwiegervater auch endlich damit aufhören, ihren Mann ständig herumzukommandieren. Sie müssten sich auch nicht mehr mit der Feldarbeit ablagen und mit dem Vieh, und vielleicht würde Maurici sich dort auch ein wenig als sein eigener Herr fühlen. Sie hat begonnen, den Tisch abzuräumen, ihr Mann ist schon seit einer ganzen Weile still und schaut gedankenverloren aus dem Fenster. Sie betrachtet sein glattes strohblondes Haar, das ihm ins Gesicht fällt, und dann wirft auch sie einen Blick nach draußen, so als ob sie sich vergewissern will, dass dort nichts Ungewöhnliches vor sich geht.

Die Sonne breitet sich über den Dächern aus, und an Rosetas Haus streift sie die Balkone mit den hölzernen Balustraden. Die der Raurills, sie sind aus Eisen, liegen im Schatten, genauso wie der gefrorene Schnee, überall dort, wo die Sonne nicht hinkommt. Einmal abgesehen von den Buchsbaumsträuchern und den Nadeln der Tannen und Pinien ist weit und breit kein Grün zu sehen, geht es ihr durch den Kopf, und sie beginnt mit dem Abwasch.

Er erzählt überall herum, dass es sich um ein erstklassiges Angebot handelt. Von Josep Ginestà, den alle kennen und der sich seinen Lebensunterhalt schon seit Jahren in der Stadt verdient,

hat er erfahren, dass bei ihm in der Straße, gegenüber von seiner Wohnung, ein Laden zu verpachten sei. Flaschenmilch werde dort verkauft, Süßigkeiten, Gebäck und Kuchen, große Glasballons, die mit Wasser gefüllt sind. In Barcelona kauft man nämlich das Wasser. »Du kannst ja die Tränke vom Dorfplatz mitnehmen!«, meint einer zu ihm. Und Leandre lacht über den Witz und legt gleich noch einen drauf.

Bloß eins muss klar sein. Er geht fort, weil sich ihm eine einmalige Gelegenheit bietet. Es soll nur ja keiner auf die Idee kommen, er würde vor seinem Schwiegersohn davonlaufen, weil der, als er im Wirtshaus das Messer zückte, ihn dazu gebracht hatte, den Schwanz einzuziehen. Wer weiß, was noch alles hätte passieren können, wenn es Xauet nicht gelungen wäre, ihn zurückzuhalten! Jedes Mal kommt Leandre zu demselben Schluss und hakt damit das Thema für sich ab.

»Ein regelrechtes Schnäppchen, ein erstklassiger Laden, wie für mich gemacht!« Das sagt er, als er die besten Weiden verkauft, und er wiederholt es, als er das nicht ganz so ertragreiche Land verpachtet. Bei den Wiesen, zu denen nur ein steiler, steiniger Weg führt, beißt keiner an, auch wenn man Leandre bei seinem Versuch, besonders verlockende Köder auszuwerfen, einen gewissen Witz nicht absprechen kann. Schließlich überlässt er das Stück Land für einen Apfel und ein Ei oder gibt es sogar umsonst her, wenn ihm danach ist. So mimt er überall den reichen Mann und stellt klar, dass er derjenige ist, der bestimmt, wo es langgeht, den Sohn lässt er bei allen Entscheidungen außen vor. Wenn er genug beisammen hat, wird er die Ablösesumme für den Laden zahlen.

Und noch eins geht ihm durch den Kopf: Bevor er die Zelte hier abbricht, muss er mit seiner Ältesten reden. Er wird ihr auftragen, die Pacht einzutreiben, diese Kanaille von Frederic, ihr Ehemann, braucht davon erst gar nichts zu erfahren.

Leandre will sie in aller Heimlichkeit sprechen. Er stellt ihr nach, und als sie sich einmal ganz allein auf den Weg zum Gemüsegarten der Manois macht, der am anderen Ende des Dorfes liegt, fängt er sie ab. Sabina weicht seinem Blick aus, die Tochter zeigt sich unbeteiligt und abweisend. Sie hört sich an, was er zu sagen hat, und als er fertig ist, starrt sie ihn an, aus Augen, die ebenso klar sind wie seine, und beide, Vater und Tochter, liefern sich einen kurzen und heftigen Schlagabtausch.

Ob der Vater denn allen Ernstes glaube, sie würde irgendetwas tun, was ihm zum Vorteil gereichen könne, wo er ihr doch alles genommen hat. Leandre antwortet ihr ruhig und sanft, seine Stimme hat etwas seltsam Einschmeichelndes. Vor langer Zeit hat er schon einmal so zu ihr gesprochen, doch das hatte Sabina aus ihrem Gedächtnis verbannt. Sie verspürt ein Frösteln und ist auf der Hut.

Er versichert ihr noch einmal, dass er alles in Ordnung bringen wird, sie brauche sich keine Sorgen zu machen, sie werde das bekommen, was ihr rechtmäßig zusteht. »Aber dein Mann, der soll sich da bloß raushalten!« In diesem Augenblick kocht der Zorn in ihm hoch und lässt seine Stimme laut werden, und sie, die sich schon die ganze Zeit vor ihm in Acht genommen hat, macht Anstalten zu gehen. Der Vater mäßigt seinen Ton, offenbart der Tochter, dass sie ihm als Erbin tausendmal lieber gewesen wäre, mit dem Jungen ließe sich doch kein Staat machen, und darum habe er gedacht, weit weg, da unten in der Stadt, könne er dafür sorgen, dass endlich ein richtiger Mann aus ihm wird. Für einen Moment verliert Sabina die Fassung. Als ob der Vater ihr gleich ein Geheimnis des Bruders enthüllen wird, ganze siebzehn Jahre liegen zwischen Maurici und ihr. Sie kennt ihn besser als irgendjemand sonst, schließlich hat sie ihn großgezogen, und er würde ihr niemals etwas

wegnehmen. Der eigentliche Dieb steht vor ihr, denkt sie und hat sich wieder im Griff.

Der Vater raspelt nach wie vor Süßholz, und ganz plötzlich beschließt sie, einfach zu sagen, sie sei einverstanden. Wenn die anderen erst einmal weit weg wären, würde sie doch machen, was ihr gerade in den Kram passt.

Da verspricht Leandre, dass ihr Palmira noch an diesem Nachmittag die Hühner und Kaninchen vorbeibringen wird. Es ist das erste Mal, dass er ihr etwas gibt, denkt sie, hat ihr der Vater doch bis zu diesem Tag noch nicht einmal das Schwarze unter den Fingernägeln gegönnt.

## *Beginn*

Die Umgebung der Raurills hat sich verändert. Ihre Landschaft besteht nun aus Zement und Glas, durch die sich unaufhörlich ein Strom von Autos zwängt. Nur ab und zu, wie Wasser vor einer Schleuse, staut sich der Verkehr, doch wenn das rote Licht dann wieder auf Grün springt, fließt er ungehindert weiter, und alles beginnt von vorn.

Die Wohnung, in der Palmira sich nun abmüht, die Küche bis auf halbe Wandhöhe gefliest, ist ein wenig heruntergekommen, klein, aber alles in allem leicht sauber und in Ordnung zu halten. Maurici hat die Fläche abgeschritten, die ihnen jetzt zur Verfügung steht, und über den Daumen gepeilt ist es ein Drittel ihres Hauses im Dorf, den Heuschober, den Stall, den Hof und die Tenne nicht mitgerechnet. Er sagt, er vermisse das Tageslicht. Von der Straße fällt es zwar in den Laden, doch dringt es schon nicht mehr bis ins Esszimmer, obwohl man gleich hinter dem Ladentisch durch eine türlose Öffnung dort-

hin gelangt. Sie werden also tagsüber eine Lampe anlassen müssen. Licht fällt nur in die zum geräumigen Innenhof des Wohnblocks hinausgehenden Zimmer, der Rest der Wohnung – Küche, Bad und das große Schlafzimmer – liegt dagegen fast immer im Dunkeln.

Sie haben ihr Ehebett aus dem Dorf runter in die neue Wohnung schaffen lassen und auch die beiden kleinen Nachttische, die Anrichte, den Esstisch mitsamt den Stühlen, den Kristallleuchter und den einzigen Kleiderschrank, den sie besitzen, einen Schrank mit Spiegeltür, eben all das, was sie sich vor ihrer Hochzeit angeschafft haben. Die Kommode ist das einzige gut erhaltene Möbelstück, das sie im Dorf zurückgelassen haben. Palmira bewahrt einen Teil ihrer Bettwäsche dort auf, Tischdecken und das ein oder andere besonders schöne Stück, auch wenn sie sich nicht sicher ist, ob sie es jemals wieder benutzen wird.

Am ersten Nachmittag unermüdlicher Geschäftigkeit, während sich die Augen noch an der ungewohnten Umgebung der abgenutzten, alten Wohnung stören, die Stimmen zwischen den wenigen Möbeln nachhallen und die Schritte auf dem kurzen Stück vom Laden zu den Zimmern und zurück immer wieder in die Irre gehen, ist mit einem Mal eine Klingel zu hören. Es läutet an der Wohnungstür.

Überrascht schauen sich die beiden an. Maurici geht öffnen und sieht sich einem schwächtigen Mann gegenüber, das Gesicht blass und eingefallen, das Haar vorzeitig ergraut. Der Mann spricht ihn auf Spanisch an, und er verschluckt dabei die Endungen der Worte. Irgendwie wirkt er traurig, doch seine fröhlich glockenhelle Stimme strafft diesen Eindruck gleich Lügen.

Es ist der Nachbar aus dem ersten Stock, Dimas Lozano heißt er, und, wann immer sie etwas brauchen sollten, stets zu ihren

Diensten, er und die Frau, Dora. Maurici steht für einen Augenblick wie angewurzelt da und sagt kein Wort, doch Palmira, die alles mit angehört hat, kommt hinzu, bedankt sich bei dem Mann und bittet ihn herein. Da er merkt, dass sie mit dem Spanischen Schwierigkeiten haben, wechselt er ins Katalanische, auch wenn es vor lauter Zischlauten nur so sprüht, und schon fliegen ihm die Herzen der beiden zu. Zumindest für den Moment lehnt das geschäftige Paar die Einladung des Nachbarn ab, einen Happen mit ihm und seiner Familie zu essen, und Dimas lässt sich auch nicht dazu überreden, einen Schluck Wein aus der *bóta* zu trinken, obwohl ihn das schwärzliche Leder des Trinkbeutels an sein andalusisches Heimatdorf erinnert.

Als Josep kurze Zeit später bei ihnen vorbeischaute, sind sie noch immer ganz angetan von diesem Besuch, der so gar nicht in das Bild passen will, das sich die Raurills, nach allem, was ihnen hier und da zu Ohren gekommen ist, von den Leuten in der Stadt gemacht haben. Nicht alle sind so wie Dora und Dimas, Josep Ginestà muss lächeln, aber natürlich gibt es solche und solche, sagt er, so wie überall. Der Freund aus dem Dorf erzählt ihnen, die Lozanos seien vor etwa zehn Jahren nach Barcelona gekommen. Angustias, die älteste Tochter, sei damals gerade mal ein paar Monate alt gewesen. Mittlerweile seien noch zwei weitere Kinder hinzugekommen, und Dimas würde bei Seat arbeiten, in der Nachtschicht. »Jetzt verstehe ich auch, warum er so blass aussieht«, entfährt es Palmira. »Ich habe noch nie zuvor jemanden gesehen, der eine so fahle Gesichtsfarbe hat!« Sie sagt es, ohne darüber nachzudenken, dass ja auch Josep nachts arbeitet. Während alle drei noch lachen, weil Palmiras Stimme so aufgeregter geklungen hat, kommt Leandre durch die Tür und verkündet, dass er vom vielen Herumlaufen Durst bekommen habe.

Kaum dass die Frau den letzten Winkel der Wohnung geputzt hat und mit dem Scheuern der Fliesen fertig ist, beginnen die beiden jungen Männer damit, das Bett aufzubauen und gleich darauf den Kleiderschrank. Nachdem sie die zwei kleinen Nachttische rechts und links neben das Kopfende gestellt haben, bleibt nur noch wenig Platz, eigentlich zu wenig.

Während Maurici und Josep im Schlafzimmer ihre Arbeit verrichten, Leandre steht daneben und gibt ihnen Anweisungen, ist Palmira ins Esszimmer gegangen, um sich ein wenig hinzusetzen, ihr Kreuz macht ihr zu schaffen. Sie sieht sich im Spiegel der Anrichte und fühlt sich eigenartig, irgendwie fehl am Platz, so als wäre sie jemand anderes. Als die Männer fertig sind, verschwitzt und laut miteinander redend ins Esszimmer kommen, bereut sie es, das Abendmahl und die Hochzeitsfotos nicht vom Tisch geräumt zu haben, es wäre ihr lieber, dass für heute Schluss ist mit der Plackerei. Josep Ginestàs Blick ruht für einen Augenblick auf den Bildern, und er fragt Palmira, wo sie sie gerne hingehängt haben möchte. Im ersten Moment ist sie ein wenig erschrocken und schaut verstohlen zu ihrem Schwiegervater, der nur entgegnet: »Das ist so ziemlich egal, weil wir das Esszimmer fürs Erste eh nicht streichen werden.« Josep sieht die Frau fragend an, und sie gibt ihm zur Antwort, sie würde meinen, über der Anrichte. Ja, genau da gehören sie hin, er rückt die Leiter heran, die er von zu Hause mitgebracht hat, und steigt hinauf, in einer Hand das Abendmahl, während Palmira ihm Hammer und Nägel reicht. Ihr Mann steht mit dem Vater in der Ladentür und hört, was er sagt, er sieht ihnen zu.

Mitten über der Anrichte hängt nun das Abendmahl. Josep sagt, »so, das hätten wir«, und steigt die Leiter hinunter, rückt sie ein kleines Stück nach links, und bevor er wieder hinaufsteigt, greift er zu einem der Hochzeitsfotos. In einem ovalen

Rahmen ein lächelnder Maurici, bei ihm eingehakt die Braut, ganz in Weiß und mit einem Blumenstrauß in der Hand. Als Josep dann ein weiteres Mal hinuntersteigt, um die Leiter nach rechts zu schieben, sagt er zu Palmira, sie sei eine wunderschöne Braut gewesen, und sie, während sie ihm zuerst den Hammer und dann die Nägel reicht, denkt bei sich, was für ein netter Mensch der Mann von Neus doch ist. Seine Worte haben so ehrlich geklungen. Als er schließlich von der Leiter steigt und sie zusammenklappt, schaut er sich noch einmal die zweite Fotografie an, die in einem Rahmen aus Buchsbaumholz steckt und auf der, das rechte Bein leicht nach vorne ausgestellt, ein kaum wiedererkennbarer Leandre posiert. Er macht regelrecht ein freundliches Gesicht und wirkt viel größer als in Wirklichkeit. Madrona dagegen, das Haar zu einem Knoten zusammengesteckt, sieht starr in die Kamera, und ihre Wespentaille lässt ihre ausladenden Brüste nur noch größer erscheinen.

Anfang Mai eröffnen sie schließlich das Geschäft. Maurici kennt zwar die Waren, die sie führen, aber noch nicht alle Preise. Es fehlt ihm an Erfahrung im Umgang mit der Kundschaft, er stellt sich ungeschickt an, wenn es darum geht, ein Produkt anzupreisen, und er ist alles andere als schnell beim Bedienen. Gesichter kann er sich nur schwer merken. Er meint sogar, er würde keinen einzigen Kunden wiedererkennen, was Josep aber jedes Mal bestreitet, wenn die Rede darauf kommt, und Palmira auch. Wann immer sie kann, steht sie an der Seite ihres Mannes hinter dem Ladentisch und hat alles im Blick. Wenn gerade nicht viel los ist, erledigt sie die Einkäufe, bereitet das Mittagessen vor, wäscht, räumt auf, näht und stickt.

Abends, wenn der Tisch abgeräumt ist, zieht sich Maurici einen Stuhl heran, setzt sich und legt ein paar von den Papier-

streifen vor sich hin, die beim Einpacken der Waren übrig geblieben sind. Unter dem strengen Blick des Vaters trägt er dann all seine Kenntnisse in Sachen Buchführung zusammen. Er schreibt auf, was sie an jeder einzelnen Milchflasche verdient haben, am Wasser, an den Eiern und am Gebäck, aber er verliert völlig den Überblick, wenn er beim Kleinkram angelangt ist: weiches Lakritz, Bonbons, Kaugummi, Süßholzstangen, Brausepulver ... Und dabei hat es ihnen die Frau, von der sie den Laden übernommen haben, immer wieder eingeschärft: Kleinvieh macht auch Mist. Aber bis jetzt nehmen sie ja kaum etwas ein, werden stattdessen mit Rechnungen überhäuft, die sich auf ziemlich viele Peseten belaufen und im Voraus beglichen werden müssen. Seitdem sie den Laden haben, verspürt Maurici ein Schwindelgefühl, so als würde sich ein Abgrund vor ihm auftun, und es ist Palmira, die versucht, ihn von dort wegzuziehen, die alles daransetzt, dass er wieder festen Boden unter die Füße bekommt. Er aber fühlt sich trotzdem allein mit seiner Angst und versteht nicht, wie seine Frau so ruhig bleiben kann, und noch viel weniger versteht er die Unbekümmertheit des Vaters, wenn dieser, kaum dass die Papiere vom Tisch geräumt sind, die Karten hervorholt und weiter nichts als eine Partie *Manilla* im Sinn hat. Und nach dem Spiel ist er sogar noch in Stimmung, Geschichten zum Besten zu geben, gefällt sich darin, seinen Ruf als Frauenheld in Erinnerung zu bringen, während Maurici spürt, wie ihn mehr und mehr das Heimweh überkommt. Palmira ist diejenige, die schließlich mahnen muss: »Es ist spät geworden.« Und so, wie sie es bei den Hühnern im Stall gesehen hat, wenn diese etwas im Stroh verscharren, versucht sie, die Spur von Leandres Worten zu verwischen.

Alle drei wissen, dass sie viel Geld hingeblättert haben, um die Ablösesumme zu beglichen und den Laden in Gang zu

bringen. Im Dorf haben sie nur noch das Haus und ein paar Stücke minderwertiges Ackerland. Gleichwohl steht für Leandre fest, dass sie früher oder später wieder zurückgehen werden, aber bis dahin sehen sie etwas von der Welt, und vielleicht gibt ja in der Zwischenzeit sein Schwiegersohn auch den Löffel ab. Er ist zwar noch jung, aber man weiß schließlich nie.

Die Rückkehr ins Dorf erscheint Maurici wie eine Erlösung, und so schöpft er für einen kurzen Moment Hoffnung und ist doch gleich darauf wieder voller Furcht.

Palmira selbst ist sich nicht im Klaren, aber tief in ihrem Innern fühlt sie, dass sich Beharrlichkeit auszahlt, und wo sie nun schon einmal den Schritt getan und das Dorf verlassen haben, sollten sie hierbleiben und nicht zurück nach Torrent gehen.

### *Nichts zu tun*

Wenn Leandre in Barcelona aufsteht, fällt schon eine ganze Weile Licht, sei es nun trübe oder hell, durch die schlecht schließenden Fensterläden seines Zimmers.

Hin und her gewälzt hat er sich im Bett. Eben noch mit dem Rücken zum Fenster, vielleicht klappt es ja so mit dem Einschlafen, dreht er sich im nächsten Augenblick schon wieder um, weil er genau weiß, dass es ihm doch nicht gelingen wird, noch eine Mütze Schlaf zu kriegen. Schließlich fängt er an, seinen Gedanken nachzuhängen, genug Zeit hat er ja, denn für ihn gibt es hier nichts zu tun.

Er ist es nicht gewohnt, hinter einem Ladentisch zu stehen und Leute zu bedienen. Die Preise kann er sich beim besten Willen nicht merken, und das Wechselgeld würde er garantiert

falsch herausgeben, da ist er sich sicher. Ganz schön blamieren würde er sich! Die Kunden mit seinen haarsträubenden Geschichten zu unterhalten, das wäre schon eher was für ihn, die würden sich bestimmt nicht mehr einkriegen vor lauter Lachen. Aber auch wenn er noch nicht lange in der Stadt lebt, eins ist ihm hier ziemlich schnell klar geworden, auf eine solche Gelegenheit kann er lange warten. Entweder haben es nämlich alle eilig, weil sie auf dem Weg zur Arbeit sind, oder aber es ist schon spät, und sie müssen schnell nach Hause, weil das Mittagessen auf dem Tisch steht, man könnte fast meinen, sich den Bauch vollzuschlagen sei weiter nichts als eine lästige Pflicht. Und abends sind eh alle müde. Aber ihm soll's egal sein, schließlich sind sie es, denen etwas durch die Lappen geht. Und letztlich kommt es auch nur darauf an, dass die Jungen schaffen und das Geld in seine Taschen fließt. Münze für Münze, Schein für Schein lässt er sich die Einnahmen vorzählen, jeden Tag, damit sie ja nicht erst auf dumme Gedanken kommen. Er ist der Herr im Haus, und er teilt das Haushaltsgeld zu und das, was man so für die kleinen Freuden des Lebens braucht.

Bei so viel Sinnieren findet er sich mit einem Mal auf beiden Beinen neben dem Bett wieder. Nur in Unterhemd und langen Unterhosen wirkt er noch schwächtiger als sonst, und wie er da steht, fallen einem Gesicht und Hals ganz besonders ins Auge, wettergegerbt von der sengenden Sonne, aber auch von der schneidenden Kälte, die mit Sturm und Eis zusticht, als wären es spitze Nadeln. Sein übriger Körper dagegen ist kalkweiß.

Erst öffnet er die Fensterläden, dann schlüpft er in Hemd und Hose, die Socken kommen ganz zum Schluss, und schon fängt er an zu jammern, au, die Schuhe! Wie wird er sich je daran gewöhnen können, Schuhe zu tragen, morgens und abends, tag-ein, tagaus? Schließlich ist er so weit und mustert sich im Spiegel.

Knochige Wangen, ein Netz von Falten um die kleinen blauen Augen, die recht spöttisch dreinblicken, in diesem Moment allerdings durchaus wohlwollend, betrachtet Leandre doch sein eigenes Gesicht. Auch den faltigen Hals betrachtet er, der wie von tiefen Furchen durchzogen scheint.

Bevor er wie jeden Tag auf der Flucht vor der Arbeit die Wohnung verlässt, fährt er sich mit einer Hand über seine weißen, stacheligen Haare, das hat er sich so angewöhnt, und er beglückwünscht sich jedes Mal aufs Neue zu dem kurzen Stoppschnitt, den ihm der Friseur im Dorf vor seiner Abreise nach Barcelona verpasst hat. Wie sonst würde er diese Hitze hier ertragen? Obwohl, so kurz geschoren, man könnte fast meinen, er hätte größere Ohren bekommen. Kaffeeduft steigt ihm in die Nase, auch wenn es nur Malzkaffee ist, und er geht rüber ins Bad, um sich übers Gesicht zu waschen und zu rasieren. Unterdessen macht sich mehr und mehr der Hunger bemerkbar.

Kurz darauf setzt er sich an den Tisch, und wie gewöhnlich schimpft er gleich über das Brot, das sei doch was für den hohlen Zahn, viel zu weich, eine Kruste wie Wachs. Die gesamte Bäckerinnung wird mit ein paar Flüchen bedacht, er kann es einfach nicht lassen, aber er rastet nicht mehr so aus wie die ersten Tage, der Schwiegertochter zuliebe zügelt er seine Wut. Er hat nämlich bemerkt, dass die Frau seines Sohnes, so ein Schlappschwanz, eine durchaus energische Person ist, die Arbeit nicht scheut. Natürlich würde er ihr das niemals sagen oder sonst irgendwie zu verstehen geben, dass sie nur ja nicht erst auf eine solche Idee kommt, aber irgendwie nötigt sie ihm schon ein wenig Respekt ab. Obwohl die Frauen ..., na ja, aber das ist schließlich nichts Neues, wieso also überhaupt noch einen Gedanken daran verschwenden. Doch gerade weil er die Frauen zur Genüge kennt, ist es ihm schon lieber, dass Palmira

so ist, wie sie ist, ebenso eigensinnig wie er. Temperament hat sie ja genug, und damit hält sie auch nicht hinterm Berg.

Sie ist aus ganz anderem Holz geschnitzt als Madrona, die die Sanftmut in Person war! Sie beide hatten jung geheiratet, und die Frau hatte sich ihm von Anfang an gefügt, ihm jedes Wort von den Lippen abgelesen, aber jetzt ist er schon seit so vielen Jahren Witwer. Leandre wusste nicht, dass es im Dorf hieß, natürlich nur hinter seinem Rücken, die arme Madrona, möge sie in Frieden ruhen, habe ihr ganzes Leben damit verbracht, Ja und Amen zu sagen.

Und dann frühstückt er schließlich. Was für ein scheußliches Brot! Und der Kaffee erst, das reinste Spülwasser.

Nachdem er seinen Sohn gefragt hat, jeden Tag fragt er ihn, ob er im Laden gebraucht wird, schaut er runter zu seinen Füßen, die in diesen verdammten Sonntagsschuhen stecken. Was wäre, wenn der Junge eines Tages sagen würde: »Ja, Vater, bleib heute bitte hier.« Doch darüber denkt er gar nicht weiter nach, so sicher ist er sich, dass Maurici ihn niemals darum bitten wird. Und dann grüßt er noch einmal zum Abschied, dreht sich um und stolziert aus der Wohnung wie ein feiner Herr.

So verlässt er jeden Morgen das Haus, sorgfältig zurechtgemacht, auch wenn Jacke, Hemd und Hose schon etwas aus der Mode gekommen sind, nirgends wird dies allerdings so deutlich wie bei seiner breiten, seidenweichen Krawatte, die in allen möglichen Farben schillert und sich ständig auf seiner Brust aufplustert. Hochzufrieden mit sich selbst spaziert er umher, schaut nach rechts und links, interessiert sich für alles und jeden. Für die Leute und wie sie gekleidet sind, für die Plätze, die Schaufenster, für Autos, Brunnen, Hunde und Häuser. Er hat keinerlei Hemmungen, ganz unvermittelt irgendwo stehen zu bleiben und nach oben zu schauen, weil er eine Hausfassade

mit schmiedeeisernen Balkonen entdeckt hat und mit einem Erker auf jedem Stockwerk, der so reich verziert ist wie der Hochaltar in der Kirche von seinem Dorf. Wieso sollte ein Pasant sich denn von ihm gestört fühlen? Auf so eine Idee käme er erst gar nicht, wo der Bürgersteig doch wahrlich breit genug ist, damit alle aneinander vorbeigehen können! Darum bleibt er auch schon wieder wie angewurzelt stehen, weil er sich eingehend einen Mann anschauen will, der über einer kurzen Hose ein blau-weiß geringeltes T-Shirt trägt und Leandre wie eine leibhaftige Karnevalsfigur vorkommt. Und kurz darauf tut er es ein weiteres Mal. Jetzt betrachtet er eine Frau, die ihre Knie herzeigt, unter einem eng anliegenden Rock quillt ein jedes hervor wie ein Pfundlaib Brot.

Schon längst scheuern ihm die Schuhe an den Fersen, und an den Zehen drücken sie. Er lässt sich auf die nächstbeste Bank fallen, und wer immer auch dort sitzen mag, wenn denn jemand dort sitzt, Leandre verwickelt ihn gleich in ein Gespräch. Es gefällt ihm zu reden, und er tut es mit seltener Leidenschaft. Das vorausgegangene Wort ist gleichsam eine Einladung für das nächste, und so geht es in einem fort, wie Perlen auf einer Schnur reihen sich seine Worte aneinander. Er redet und redet, ohne eine Antwort zu erwarten. Egal worum es sich handelt, Leandre hat eine Meinung dazu, wengleich nicht immer dieselbe, und die tut er kund, als sei es die einzig mögliche Wahrheit und noch dazu eine, die ganz allein auf seinem Mist gewachsen ist. Und überhaupt, in der Regel findet er eh keinen Gefallen daran, anderen zuzuhören.

Auf seinen Spaziergängen nimmt er vor allem die Kneipen in Augenschein. Oftmals hängt ein mit grellen Farben bemaltes Blechschild über, neben oder mitten auf der Tür. Coca-Cola. Er wirft einen Blick hinein und sagt sich, dass hier bestimmt gezockt wird. Die Karten bringen ihn auf andere Gedanken, wenn

er spielt, vergeht die Zeit wie im Flug, all die viele Zeit, von der er nicht weiß, wie er sie totschiagen soll, und die zuweilen so schwer wiegt wie ein mit Getreidesäcken überladener Karren.

Seit Kurzem hat er eine Lösung für sein Problem gefunden und weiß nun, wie er sich zumindest ein paar Nachmittagsstunden um die Ohren schlagen kann. Sobald Maurici sich anschickt, sein Nickerchen zu halten, und die Schwiegertochter in der Küche das Geschirr abspült, verlässt er geschniegelt und gestriegelt das Haus und geht geradewegs vor dem Geschäft über die Straße. Da kann ihm sein Sohn, wenn er es denn mitbekommt, ruhig hinterherschreien, eines Tages würde noch ein Unglück geschehen, er überquert gleichwohl schnurstracks die Straße, um dann noch ein paar Schritte, nicht viele, auf dem Bürgersteig zu machen, bevor er schließlich bei Josep klingelt. Und der heißt ihn stets mit einem freundlichen Wort willkommen. Nie ist es Neus, die ihm die Tür öffnet, selbst wenn sie schon am Essen sind, ist es immer ihr Mann, der vom Tisch aufsteht. Da Josep als Nachtwächter in einer Garage arbeitet, schläft er für gewöhnlich bis zum Mittagessen, und nicht selten taucht Leandre bei ihnen auf, wenn sich die beiden gerade zu Tisch setzen wollen.

Sie laden ihn immer ein, einen Happen mitzuessen. Er ist satt, würde keinen Bissen mehr runterbekommen, doch zu einem Kaffee und einem Gläschen sagt er nicht Nein. Daheim erzählt er allerdings kein Sterbenswörtchen davon, damit ihm ja keiner damit kommt, er hätte den feinen Mann zu markieren oder müsse sich wie eine Frau erst lange zieren. Holt Josep dann aus der Schublade der Anrichte die Karten hervor, ist das der erhebendste Moment für Leandre. Noch bevor Neus den Tisch abgeräumt hat, diskutieren sie bereits, ob sie *Brisca* spielen sollen oder *Set i mig*. Eigentlich wäre ihm ja eine Partie

*Botifarra* bei Xauet lieber, zwei gegen zwei, umgeben von höllischem Qualm und dem Klirren und Klappern von Tassen und Gläsern, das nur noch vom Geschrei der Kartenspieler über-tönt wird. In der Wohnung der Ginestàs dagegen wird das Spiel einzig und allein vom Geräusch fließenden Wassers begleitet, das über das Geschirr hinweg ins Spülbecken rinnt, und kurz darauf vom Klappern des Bestecks, wenn es nach dem Ab-trocknen Stück für Stück in die Schublade fällt.

In der dunklen, stickigen Wohnung hallt alles nach wie in einer Büchse. Aber das ist nicht weiter schlimm. Kaum auszuhalten ist allerdings das ungebührliche Benehmen von Joseps Frau. Schon allein deshalb weiß er, was er an seiner Schwieger-tochter hat. Neus sagt nie geradeheraus, was sie eigentlich will, und sie ist eine richtige Nervensäge. Irgendwann ruft sie ga-rantiert nach ihrem Mann, es vergeht kaum ein Tag, an dem sie das nicht tut. Ganz egal, ob sie nun im Schlafzimmer ist, in der Küche oder wo auch immer. Und Leandre sitzt dann da, mit den Karten in der Hand, und wartet, denn der andre, so ein richtiger Pantoffelheld, springt gleich auf, er springt immer gleich auf, und nicht einmal schickt er Neus zum Teufel.

Deshalb schwört sich Leandre, wenn er sich auf den Heimweg macht, ganz egal, ob sie nur ein paar Runden gespielt haben oder ziemlich viele, dass er am nächsten Tag nicht mehr wiederkommen wird. Gleich in der Früh wird er sich eine Kneipe suchen, in der sie Karten spielen. Heute, das war wirklich das letzte Mal, und wenn er ihre Wohnungstür hinter sich schließt, ist er davon überzeugt, sich für immer von den Ginestàs verabschiedet zu haben.

Doch dann kommt der nächste Tag, und er sagt sich: »Dieses eine Mal gehe ich noch hin, nur dieses eine Mal noch.«

## *Blicke*

Unter ihre lebhaften dunklen Augen hatte sich ein blassvioletter Schatten gelegt, ansonsten aber war ihr Gesicht regelrecht ausgebleicht, kam Palmira doch die meiste Zeit des Tages weder mit Luft noch mit Sonne in Berührung.

Nach und nach wurde sie etwas rundlicher und schien gleichzeitig zu schrumpfen. Sie litt an Rückenschmerzen, und manchmal, wenn niemand in der Nähe war, stöhnte sie laut auf, aber das geschah nicht allzu oft. Arbeit bestimmte ihr Leben, sie war jung, doch die wenige freie Zeit, die ihr blieb, war mit Nähen, Sticken oder Häkeln ausgefüllt. Sich abplagen und zurücknehmen, so war sie es von klein auf gewohnt und hatte sich damit ebenso abgefunden wie mit der tiefen Erschöpfung, die sie jeden Abend überfiel.

Es wäre ihr lieber gewesen, ihre Schwangerschaft im Laden verbergen zu können. Aus dem Dorf war man vor allem anzügliche Bemerkungen gewohnt oder aber hämische Blicke, und so versetzten sie die Fragen, die ihr die Kundinnen stellten, und manchmal sogar der ein oder andere Mann, der seine Einkäufe bei ihnen zu erledigen pflegte, jedes Mal aufs Neue in Verwunderung. Wie sie sich denn fühlen würde, wann das Kind zur Welt käme, ob sie sich schon einen Namen ausgesucht hätten? Sosehr sie sich auch bemühen mochte, ruhig und gelassen zu antworten, sie stieß die Worte hastig hervor, als wäre sie in großer Eile. Und doch, wenn sie ihrer Arbeit nachging und allein war, kreisten auch ihre Gedanken unablässig um das kleine Gesicht, das sie sich so gar nicht vorstellen konnte.

Ging sie zum Einkaufen in die Markthalle, in die von Sant Antoni, fiel ihr Blick immer gleich auf die Kinder. Ob sie nun aufrecht in ihren Wägen saßen, auf den Schultern ihrer Väter

hockten oder weinend und mit unsicheren Schritten über den Bürgersteig tapsten, sie konnte ihren Blick einfach nicht von ihnen lassen. Jeden Tag blieb sie für eine kurze Weile, den Bauch an die Scheibe gedrückt, vor dem Schaufenster eines Geschäfts mit Babykleidung stehen. Und wenn sie dann weiterging, hatte sie nicht selten die Idee für eine neue Handarbeit im Kopf, denn etwas zu kaufen, daran war überhaupt nicht zu denken.

Und doch gab es in Palmiras Leben, das sie, ohne sich dessen bewusst zu sein, ganz den anderen opferte, jeden Tag so etwas wie einen Moment der Muße. Während Maurici seinen Mittagsschlaf hielt und Leandre zum Kartenspielen ging, zog sie sich in den kleinen Raum zurück, der an das Esszimmer grenzte und zu dem um diese Zeit ruhig daliegenden Hof hinausging. Nur das verhaltene Echo der Stimmen der Nachbarn drang zu ihr und ab und zu vielleicht einmal die des Nachrichtensprechers im Radio, wenn sie in dem alten Sessel saß, den sie von den Vormietern übernommen hatten. Er war ja schon ziemlich durchgesessen, das schon, aber sie hatte einfach ein Bettlaken darübergerlegt, aus naturfarbenem Leinen und makellos sauber. Dort saß sie also, und während die Nadel zwischen ihren Fingern unermüdlich durch das Stück Stoff zu gleiten schien, stellte sie sich vor, wie sie ihr Kind in den Armen wiegen würde. Sie fühlte sich wohl. Nur Roseta fehlte ihr, die Nachbarin aus Torrent.

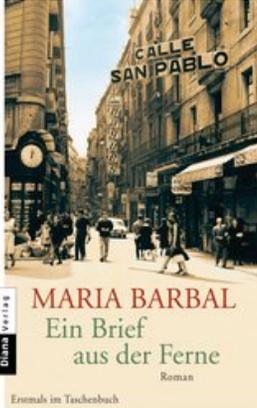
Schon bald empfand sie die neue Wohnung als ihr Zuhause. Nach der Heirat war sie zu den Schwiegereltern gezogen, davor hatte sie im Haus ihrer Großmutter gelebt, und als sie noch ein kleines Mädchen war, bei ihren Eltern.

Ab und zu, wobei sie darauf achtete, dass die Abstände zwischen den Besuchen nicht zu groß wurden, gab sie sich einen Ruck und schaute bei Josep und Neus vorbei. Sie überquerte

die Straße weiter oben, dort, wo sich die Ampel befand, die einem zeigte, wann man gehen durfte und wann nicht, lief dann auf der anderen Seite des Ladens wieder ein Stück den Bürgersteig runter und betrat das Haus, in dem die beiden wohnten, um ihnen Guten Tag zu sagen, ihnen einen Besuch abzustatten.

Stets freundlich und guter Dinge, von jener unaufdringlichen Großzügigkeit, die von Herzen kommt, den eigenen Wert nicht kennt und den Beschenkten nicht beschämt, war Josep ihnen von Anfang an weit mehr als Vermittler, Beistand und Ratgeber gewesen. Und trotzdem kostete es Palmira große Überwindung, bei den Ginestàs vorbeizuschauen. Joseps Frau löcherte sie mit Fragen und zog ständig über die Leute her, und sie tat dies mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der ihr Mann allen stets seine Hilfe anbot. Und obendrein konnte es geschehen, dass sie Palmira, ohne jegliches Gefühl für das, was sich schickte und was nicht, ein Stück Stoff in den Schoß legte, aus dem sie ihr eine Bluse zuschneiden sollte, oder ihr einfach die Stricknadeln in die Hand drückte, weil sie selbst den Ärmelausschnitt des Pullovers nicht hinbekam.

Waren mehr als zwei Tage vergangen, ohne dass sie sich hatte sehen lassen, ergoss sich ein Schwall von Vorwürfen über Palmira, nicht selten allerdings versteckt hinter all dem Getue, das Neus bei der Begrüßung um sie machte. Gleichwohl stattete Palmira ihnen regelmäßig einen Besuch ab, und dann saß sie da und hörte zu, wie Josep sich vergebens bemühte, sie vor den Sticheleien zu schützen, die wie ein gereizter Wespenschwarm über sie herfielen. Mit sanfter Stimme tadelte er seine Frau oder versuchte, das Gesprächsthema zu wechseln, doch selten genug gelang es ihm, einer ihrer scharfzüngigen Bemerkungen wenigstens die Spitze zu nehmen. Palmira setzte dem für gewöhnlich das Schweigen einer reuigen



Maria Barbal

## **Ein Brief aus der Ferne**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-35675-7

Diana

Erscheinungstermin: Januar 2013

Vom Bergdorf in die große Stadt. Anfang der Sechzigerjahre zwingt Leandre, ein alter Patriarch, seinen Sohn und dessen Ehefrau dazu, mit ihm nach Barcelona zu ziehen und dort ein Lebensmittelgeschäft zu eröffnen. Während der Sohn den Aufgaben, die das neue Leben an ihn stellt, nicht gewachsen ist, blüht Palmira in der Stadt mit den vielen Möglichkeiten vollends auf. Und obwohl der herrische Leandre droht, sie alle in die alte Welt und Ordnung zurückzuzwingen, ist Palmira fest entschlossen, ein selbstbestimmtes Leben fernab des Diktats der Männer zu führen.



**Der Titel im Katalog**